

Diether
Lauenstein

Würde des Menschen

*Schriften
zur Philosophie
mit einem
Anhang zur
Indologie*

Diether Lauenstein • Würde des Menschen



Diether Lauenstein, Juni 1952

Wir danken Klaus und Erika Dörn,
dass sie die Herstellung dieses Buches ermöglicht haben.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-95779-002-6

© 2014 Info3-Verlag, Frankfurt am Main
Einband: unter Verwendung eines Entwurfes
von Klaus Dempel, Stuttgart
Satz: Kulturfarm, Rinteln
Druck und Bindung: Verlag Lindemann, Offenbach

Diether Lauenstein

Würde des Menschen

Schriften zur Philosophie
mit einem Anhang zur Indologie



Inhalt

Geleitwort von Volker Harlan	9
Vorwort des Herausgebers	13
I. Überschau	
Die vier Denkmodelle des Abendlandes * (1976)	20
II. Griechische Wurzeln	
Realität im Denken	62
Philosophische Wege zur Wahrheit (1985)	64
Zur Entwicklungsrichtung des europäischen Menschen seit Sokrates (1958)	66
Platons Erkenntnisweg (1968)	77
Selbsterkenntnis im Angesichte fremden Denkens	81
Die zehn Kategorien nach Aristoteles. Oder die Grundbegriffe unseres Verstandes * (1985)	90
Aristoteles über die Mysterien	94
Hestia und der philosophische Einweihungsweg	98
III. Grundlagen	
Die Frucht des Zweifels. Augustinus – Fichte – Steiner * (1962)	104
Erfahrung und Wirklichkeit * (1964)	109
Die seelischen Grundlagen des Denkens * (1983)	121
IV. Kant – Fichte – Steiner	
Vom Johann Gottlieb Fichte-Haus in Tübingen. Sein Grundstein * (1962)	132
Immanuel Kant als Helfer für den Geist * (1962)	135
Was bedeutet uns Immanuel Kant? * (1963)	138
Johann Gottlieb Fichtes 200. Geburtstag * (1962)	147
Vom Leben im schöpferischen reinen Denken. Kommentar zu Fichtes »Anweisung zum seligen Leben« * (1962)	150
Johann Gottlieb Fichte und Rudolf Steiner. Ein Vergleich * (1962)	180

V. Individualität

Individualität * (1971)	196
Die Entdeckung der Individualität des Menschen. Eine philosophisch-okkulte Darstellung * (1974)	200
Das Konzept der Individualität. Kritische Übersicht über die gegenwärtige Philosophie (1974)	218

VI. Vermischtes

Der biologische Ursprung des Menschen. Theologisch und philosophisch betrachtet nach Karl Rahner (1964)	226
Max Weber-Studien. Soziologische und apokalyptische Geschichtsbetrachtung	243
Perspektiven für ein Hochschulmodell (1973)	263
Aneignung der medizinischen Fachsprache	266
Die »Würde es Menschen bei Arzt und Patient« * (1978)	270
Zur Vorgestalt von Goethes Märchen * (1977)	278

VII. Zur Indologie

Die Bhagavadgita. Das Dokument einer Zeitenwende * (1940)	286
Das Herz der Erde. Der Hymnus an die Erde im Atharvaveda * (1948)	292
Der Yoga	298
Eine Reise nach Nordindien und Nepal (1967)	321

Diether Lauensteins Schriften	335
--------------------------------------	-----

* Zu Lebzeiten des Verfassers in Zeitschriften veröffentlichte Beiträge. Der Ort der Erstveröffentlichung lässt sich mit Hilfe des Schriftenverzeichnisses feststellen.

Geleitwort

Dr. phil. habil. Diether Lauenstein wurde 1914 geboren, wuchs in Armut in Westfalen auf und ging nach dem Abitur nach Tübingen, um Theologie zu studieren. Wie es dazu kam, dass er dann Sanskrit studierte, erzählte er in der für ihn typischen Weise: »Ich ging durch die Universität und suchte die angekündigten Vorlesungen für Theologen, fand aber zunächst die Anschlagtafel für Indologie. Als ich da stand und las, kam ein würdiger Herr mit großem Bart und sagte: Sie wollen also Sanskrit studieren, dann kommen Sie doch bitte mit. Aus Respekt vor seiner Würde folgte ich ihm«. So studierte er nun also Sanskrit, Indologie und vergleichende Religionswissenschaft in Tübingen und Marburg. Eine von der Fakultät ausgeschriebene Arbeit über »Die Entwicklung des Begriffes der Bhakti (der Gläubigen Hingabe) unter den älteren religiösen Vorstellungen der Inder« wurde preisgekrönt und dann zur Dissertation ausgearbeitet, die 1938 als »ausgezeichnet« bewertet wurde. Zwischendrin studierte Lauenstein am Priesterseminar der Christengemeinschaft in Stuttgart Theologie und begann in Berlin Tibetisch, Chinesisch und Hindi zu lernen. Dann wurde er zum Militär eingezogen und in Russland zweimal schwer verwundet. Er verlor ein Bein. Die Kraft, die man zum Feststehen und zum Vorwärtsschreiten braucht, verlagerte sich verstärkt in seine Urteils- und Tatkraft. An der Universität Greifswald setzte er 1943 seine Studien mit Schwerpunkt indogermanische Sprachwissenschaft fort, übernahm dort eine Lehrstuhlvertretung und wurde 1945 mit einer Arbeit über das Hathayoga-System, die in den letzten Jahrhunderten am weitesten verbreitete Yoga-Schule, habilitiert – mit »entschieden hohem Lob« der Gutachter.

Als Greifswald unter russische Besatzung kam, ging Lauenstein nach Herford zurück, gründete in Bielefeld mit einem Freund aus Kindertagen eine Tageszeitung, setzte seine Ausbildung am Stuttgarter Priesterseminar fort und wurde 1946 zum Priester geweiht. Er arbeitete dann in Tübingen, Stuttgart und Essen und ab 1964 in Bochum. Von Anfang an unterrichtete er am Priesterseminar mit Schwerpunkt Altes Testament und Philosophie. In Essen und dann in Bochum hielt dieser universal gebildete Mensch jeden Mittwoch einen Vortrag in der Gemeinde – insbesondere für uns Schüler eine wunderbare, spirituelle Ergänzung zu dem, was wir in der Schule lernen konnten. Im Jugendkreis lagen die Gesprächsschwerpunkte bei der griechischen und germanischen Mythologie, in der Philosophie des Aristoteles und Fichtes Wissenschaftslehre und in der Arbeit an der »Theosophie« Rudolf Steiners. Eine herrliche Arbeit, die dazu führte, dass die Essener Priesterseminaristen bei ihrer Vorstellung im ersten Semester betonten: »Bei Lauenstein haben wir das Denken gelernt.« Immerhin sechs von ihnen wurden später Priester.

Lauensteins Kurse am Priesterseminar waren immer von straffer Energie geprägt. Referate (zum Beispiel im zweiwöchigen Doppelkurs zu allen Dialogen Platons) mussten ohne Zettel gehalten werden, was manchmal zu Tränen führte: »Papier ist Sünde – was Sie selber nicht beherrschen, können Sie Ihren Zuhörern nicht zumuten!« So kam auch in die Bochumer Kirche, die er mit dem berühmten Berliner Architekten Hans Scharoun bauen konnte, keine Kanzel (www.scharoun-kirche.de). Schon in Essen hatte er eine Kirche bauen lassen, nun konnte durch glückliche Umstände Scharoun gewonnen werden, für Bochum eine Kirche zu entwerfen. Lauensteins Initiativkraft ermöglichte die Verwirklichung. Aus der Gemeinde heraus wurde 1966 – wiederum Dank seiner Initiativkraft – eine Einrichtung gegründet, die Krankenpflege zuhause durchführte. Sie wuchs rasant, weil ein echter Bedarf bestand, den bis dahin niemand konsequent deckte. Gründungen in allen Nachbarstädten folgten.

Zu Beginn seiner fünfziger Jahre begann er zu schreiben und setzte dies bis zu seinem Lebensende fort. So liegen umfassende Arbeiten von ihm in Buchform vor. Hier ist an erster Stelle »Der Messias – eine biblische Untersuchung« zu nennen (1971). Das Werk gliedert sich in zwei Teile. Erstens: Jesus (Die Überlieferung zur Herkunft Jesu; die Herkunft des Messias nach dem Alten Testament; die unbefleckte Empfängnis; die drei Ahnentafeln). Zweitens: Christus (zwei Naturen Jesu; messianische Lebensläufe; Gesichte; vom Wesen des Messias). Dieses Buch erschien seinerzeit auch – leider an wesentlicher Stelle gekürzt – als Taschenbuch bei Fischer. Es ist auch heute noch ein Fundament unserer theologischen Arbeit und ein Musterbeispiel für eine selbst entwickelte Theologie.

Seine Beschäftigung mit Mythologie und den alten Einweihungsformen ermöglichte ihm, für Melvilles Roman »Moby Dick« aufzuzeigen, wie dieser Roman in allen Einzelheiten einen Einweihungsweg schildert, der den Überlieferungen antiker Mysterien-Einweihung entspricht (»Das Geheimnis des Wals – Melvilles Moby Dick und das Alte Testament« 1973). In aller Ausführlichkeit versuchte Lauenstein später mit Hilfe von Ausgrabungsergebnissen, Bildern, Reliefs, Rollsiegeln und der Mysterienliteratur »Die Mysterien von Eleusis« zu beschreiben (1978). Die überlieferten Textbruchstücke der Orphischen Hymnen deutet er dabei als Texte, die während des Weges der Mysterien durch die Einweihung gesprochen wurden. Zum ersten Mal bekommen hier diese kryptischen Texte einen Sinn. – Kann jemand so schreiben, der diesen Weg nicht einst selbst gegangen ist?

Eine aktuelle Auseinandersetzung mit der in den siebziger Jahren zum Marxismus drängenden Soziologie und Philosophie in Politik und Universität leistete er 1974 mit seinem Buch »Das Ich und die Gesellschaft. Einführung in die philosophische Soziologie im Kontrast zu Max Weber und Jürgen Habermas in der Denkweise Plotins und Fichtes«. Er beschreibt und charak-

terisiert darin die Ansichten von Max Weber, Niklas Luhmann und Jürgen Habermas, auch von Schelsky und Marcuse, und setzt ihnen eine an Steiner anschließende philosophische Soziologie entgegen, in deren Zentrum das Ich und seine Intentionalität steht.

Das im Verlag Urachhaus in der Reihe »Vorträge« 1976 erschienene Büchlein über »Die vier Denkmodelle des Abendlandes« (in Physik, Biologie, Psychologie, Anthropologie) zeigt seine geniale Fähigkeit, komplexe Sachverhalte in knappster Form klar zu formulieren. Auch dies eine elementare Anregung zum eigenen Denken. Seinen letzten öffentlichen Auftritt in Deutschland hatte er mit Vorträgen, die 1976 unter dem Titel »Der Lebenslauf und seine Gesetze« erschienen. An dessen schriftlich festgehaltenen Formulierungen kann man exemplarisch wahrnehmen, wie einfach und willenhaft konkret sich Lauenstein ausdrücken konnte.

1974 war Lauenstein so erkrankt, dass er die Arbeit in Bochum aufgeben musste. Im trockenen Klima von Namibia und ohne die täglichen Anforderungen des Pfarrerberufs fand er weitgehende Heilung. Er kaufte und organisierte dort eine deutsche Zeitung, leitete den wöchentlichen Arbeitskreis der Gemeindefiliale, ließ einen alten Pferdestall der deutschen Schutztruppe zur Kapelle ausbauen, lebte andererseits zeitweise in Herdecke, wo er Gerhard Kienle und seinen Kreis bei der Vorbereitung zur Gründung einer Universität unterstützte. Zur internen Eröffnung 1983 hielt er den Vortrag, der unter dem Titel »Die seelischen Grundlagen des Denkens« in diesen Band aufgenommen ist. Die Einrichtung eines »Studium fundamentale« für alle Studenten, in dem die Entwicklung der Wissenschaften im Abendland erfahren werden sollten und das er anfangs auch leitete, und die Gründung der internen Akademie als »Erkenntnisgespräch der Lehrenden und Forschenden« gingen wesentlich auf seine Initiative zurück. Zuallerletzt stellte er Texte aus dem Alten Testament zusammen, die für das Neue Testament von Bedeutung sind. »Das Alte Testament – Anstöße zu einem neuen Lesen aus der Sicht der Evangelien« (1990). Dieses Buch illustrierte seine Frau – er hatte 69jährig geheiratet – mit Zeichnungen, die sich an antiken Bildwerken orientierten.

Am Ende nahm ihm eine schwere Erkrankung seine Erinnerungsfähigkeit, und in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember 1990 starb er in Windhoek.

Volker Harlan

Vorwort des Herausgebers

Er ist heute fast schon ein »Vergessener«, ähnlich wie es Immanuel Hermann Fichte oder Ignaz Paul Vital Troxler für ihre Nachwelt waren. – Die Rede ist von Diether Lauenstein, dem bis zu seinem Tod im Jahre 1990 weithin wirk-samen Anthroposophen und Gelehrten.

Die Veröffentlichung seines bislang größtenteils unbekanntem theolo-gischen Nachlasses¹ lenkt den Blick auf einen anderen Teil seines Werkes: sei-ne Aufsätze zur Philosophie. Das Studium dieser trotz ihres überwiegend all-gemeinverständlichen Charakters alles andere als anspruchslosen Texte wird gefördert, wenn sie im Zusammenhang ihrer inhaltlichen Schwerpunkte ge-le-sen werden. Die verschiedenen Ausarbeitungen zu jeweils gleicher oder ähn-licher Thematik beleben und vertiefen sich gegenseitig. Sie schließen sich zu Abteilungen zusammen, die in sich meist der Chronologie ihrer Entstehung folgen und gemeinsam einen individualisierten Gedankenkosmos abbil-den, dessen organischen Bau die Anordnung der Texte in der vorliegenden Ausgabe abzubilden versucht.

»Mein besonderes Anliegen liegt in (sic!) der Mitarbeit der mehrtausend-jährigen Schmiede, wo die Begriffe der Wissenschaft geformt werden. Die passive Hingabe an die Außenwelt und die passive Aufnahme der schon ge-bildeten Begriffe kann gar nicht energisch genug sein... Die Aktivität beginnt aber, wo ich die Fülle der Begriffe, die keinesfalls unendlich groß ist, anfan-ge zu überblicken und beobachte, was ein solches Instrument jeweils leistet und was nicht. Die Wissenschaften werden weitgehend ohne ausreichende Reflexion der überlieferten Begriffe betrieben; deren großartige Erweiterung bei Goethe sowohl in der Farbenlehre wie in der Pflanzenmetamorphose liegt auf der Hand, aber die Gesundung des Begriffslebens liegt in der Geschichte. Schon dann, wenn die Wurzeln bei Platon und den Vorsokratikern auf-gelegt werden und die weitere Verwendung beurteilt wird, gewinnt der Wissenschaftler etwas mehr Freiheit und kann mehr Aktivität in seinen Gegenstand senden. Nicht das harmonische Weltbild, sondern die Risse im vorhandenen Weltbild sind für den Wissenschaftler interessant... An dieser Stelle steht das anthroposophisch Aktive keinesfalls nur neben dem wissen-schaftlich Passiven, sondern in das wissenschaftlich Passive wird eine Aktivität hineingetragen. Beide Elemente müssen nur sauber getrennt bleiben... Das Rückgrat, mit dem die abendländische Geschichte weitergeführt wird, ist die Geschichte seiner Begriffe.«² Diesem Bekenntnis zur historischen Treue und

1 Der neu zu schaffende Mensch, Stuttgart 2011

2 Brief Lauensteins an Bodo Hamprecht vom 17. Mai 1983

Kontinuität der Begriffsbildung hat Lauenstein in seinen wissenschaftlichen Arbeiten vorbildlich entsprochen.

Von Sokrates, Platon und Aristoteles führt der Weg zu Plotin, jenem »größten Geiste Griechenlands, der aufstand, als Hellas längst römische Provinz war«, wie Lauenstein einmal im Gespräch bemerkte. Eines ist der Weg des griechischen Denkens zur Mystik, wie er im Werk Plotins gipfelt, ein anderes die ursprüngliche Beziehung der Philosophie zu den Weihen und Mysterienkulten Griechenlands; letzterer sind zwei Aufsätze gewidmet.³

Durch Augustinus, dessen Schriften »den lateinisch-christlichen Westen auf tausend Jahre hin erzogen«, knüpft die Weiterentwicklung des Denkens im Christentum an Plotin an. Von ihm führt eine Linie zu Fichte, dem »denkenden Mystiker des Ich«. Lauensteins gleichzeitiges Augenmerk auf Aristoteles' Naturanschauung und Fichte ist nicht Ausdruck zweier isolierter Vorlieben, sondern das Wandeln eines möglichen, aber nur selten beschrifteten Weges, den Rudolf Steiner so beschrieb: »Wenn Sie... Aristoteles durch Fichte weiterbilden, kommen Sie zur Anthroposophie.«⁴ Lauenstein ging von einer Entwicklung der Philosophie auf die Mystik hin aus und hat diesen Zusammenhang unter verschiedenen Gesichtspunkten untersucht – etwa in den unter dem Titel »Goethe und die Kirchenväter« zusammengefassten Entwürfen⁵ – und fand ihn auch im vorchristlichen Indien: »Die griechische Philosophie war bei ihrer Geburt durch Thales (600 v. Chr.) also etwa zwei Jahrhunderte jünger als ihre indische Schwester. Erst nach neunhundert Jahren mündete sie durch Plotin (205-270) eindeutig in die Mystik ein. Die indische Philosophie aber schloss denselben Kreis nach höchstens vierhundertjähriger Entwicklung durch den Yoga und durch den Buddhismus. Der Ring dieser ihrer Frühentwicklung ist also ungleich enger, und das mystische Element in ihr ist ungleich stärker. Denn Yoga ist Mystik. Mystik und Philosophie hängen in Indien ebenso eng zusammen wie im Abendland seit Plotin.« – Grund genug, die nachgelassenen indologischen Schriften hier zusammen mit denen zur griechischen Philosophie zu veröffentlichen.⁶

Auf seine Weise kommt Lauenstein in seinen Vorträgen und Aufsätzen dem volkspädagogischen Ideal nahe, das Rudolf Steiner im Fichte-Kapitel seines Buches »Vom Menschenrätsel« so beschrieb: »Doch ist es für denjenigen, der die Möglichkeit hat, sich in das volle Leben dieser Gedanken zu versetzen, nicht absonderlich, sich vorzustellen, dass eine Zeit kommen werde, in der

3 Zur Beziehung von Philosophie und Mysterienwesen vgl. Lauenstein, Das Geheimnis des Wals, S. 247-273

4 Walter Johannes Stein/Rudolf Steiner. Dokumentation eines wegweisenden Zusammenwirkens, Dornach 1985, S. 42

5 Vgl. Lauenstein, Der neu zu schaffende Mensch, Stuttgart 2011, S. 388 ff.

6 Siehe unten S. 290 f.

man Fichtes Ideen wird in eine Form gießen können, die jedem verständlich ist, der aus dem Leben heraus sich über den Sinn dieses Lebens Vorstellungen machen will. Auch für das einfachste Menschengemüt, das ferne steht dem, was man philosophisches Denken nennt, werden diese Ideen dann zugänglich sein können. Denn sie haben zwar ihre philosophische Gestalt erhalten von dem Charakter, den die Gedankenentwicklung in Denkerkreisen um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts angenommen hat; ihre Lebenskraft haben sie aber aus Seelenerlebnissen, die in jedem Menschen vorhanden sind.

Gewiss ist gegenwärtig die Zeit noch nicht gekommen, in der ein solches Umgießen Fichtescher Gedanken aus der Sprache seiner Zeitphilosophie in die allgemein-menschliche Ausdrucksform völlig möglich wäre. Solche Dinge werden nur mit dem allmählichen Fortschreiten gewisser Vorstellungsarten im Geistesleben möglich. So wie Fichte selbst genötigt war, seine Seelenerlebnisse in die Gipfelhöhen dessen zu tragen, was man gewöhnlich abstraktes Denken nennt und kalt und lebensfremd findet, so ist es auch gegenwärtig wohl nur in eingeschränktem Maße möglich, diese Seelenerlebnisse herunterzutragen aus jenen Höhen.«

Wie Fichte in seinen *öffentlichen*, also an jeden Menschen gerichteten Vorlesungen, »sein Tiefstes« gibt, so tut es auch Lauenstein in seinen Hinführungen zu Fichte, die stets auf den Schritt verweisen, der über Fichte hinaus durch Steiner möglich wird und zugleich Religion in gedankenklarer Gestalt begründet. Am nächsten kommt er dem an Fichte zu messenden Ideal »öffentlichen« Philosophierens in dem Vortrag »Die vier Denkmodelle des Abendlandes«. Da dieser zugleich eine einführende Überschau fast aller Motive der hier versammelten Arbeiten bietet, wurde er an den Anfang des Bandes gestellt.

Soweit die Ethik in Betracht kommt, liegt Lauenstein eine Ehrenrettung von Immanuel Kants Konzept des »kategorischen Imperativs« am Herzen, wobei Kant zu Fichte und Steiner in ein Verhältnis tritt, das Lauenstein mit dem edler Pharisäer wie Hillel oder Gamaliel zu Jesus vergleicht.

Diether Lauenstein lag nichts an im Elfenbeinturm sich selbst genügender Wissenschaft. Sein Denken bewegte sich vielmehr stets im Umkreis der mit Gerhard Kienle geteilten kultur- und gesundheitspolitischen Vorhaben (das Fichte-Haus in Tübingen, das Gemeinschaftskrankenhaus und die Universität Witten/Herdecke).

Die große Untersuchung »Das Ich und die Gesellschaft. Einführung in die philosophische Soziologie im Kontrast zu Max Weber und Jürgen Habermas in der Denkweise Plotins und Fichtes« sollte das geistige Umfeld dieser als Beitrag zur allgemeinen Kultur gedachten Initiativen beleuchten; die inhaltlichen Schwerpunkte der Aufsätze werden in diesem breit angelegten

Buch vielfach erweitert und vertieft.⁷ In die Hoffnungen, die Lauenstein als Zeitgenosse für die Neugestaltung Mitteleuropas nach dem Weltkrieg hegte, mischte sich indes die Ahnung, dass eine Ethik und ein Menschenbild, die letztlich aus den Tagen Immanuel Kants stammten, am Ende des 20. Jahrhunderts scheitern könnten, und dass der in der Jahrhundertmitte angegriffenen Individualität neue Gefahren drohen:

»Die Industriegesellschaft ... strebt zu einer Verwaltung, die alles Wichtige entscheidet, nicht nur für die Produktion, sondern für das ganze Leben. Dabei verschmelzen Staat und Wirtschaft. Der Lauf der Dinge zielt auf totale Staaten mit kleinen Führungsgruppen hoher naturwissenschaftlich-technischer und vorläufig auch psychologischer Intelligenz. Mit diesen Gruppen leben unter mäßigem Arbeitszwang Massen aus Spezialisten und Hilfsarbeitern. Der Vorrang der Staaten untereinander richtet sich nach Ausbildung und Anzahl ihrer Spezialisten. Das große Heer der Hilfsarbeiter verkommt infolge seines Mangels an intelligenten Fähigkeiten, auf welche jede wichtige Betätigung in der Technik sich stützen muss. Die Menge wird durch Unterhaltung und Nachricht psychisch gelenkt; auch ihre leibliche, medizinisch-biologische Steuerung wird einmal möglich werden, so dass dann die sichere Naturwissenschaft die unklare Psychologie ablösen können.«⁸

Lauenstein erkannte frühzeitig, dass der Individualität neben der neuen Gefahr von außen auch das Erlahmen im Inneren droht: »Ein Großteil unserer Bevölkerung weiß das Grundgesetz mit seinem ersten Satz nicht mehr zu schätzen.«⁹ Die einleitenden Worte der Kurzfassung seines Essays »Die Entdeckung der Individualität des Menschen«¹⁰ sind von beklemmender Aktualität: »Die Würde des Menschen, so liest man im Grundgesetz, sei unantastbar. Warum? Hat nicht auch die Natur ihre Würde, die fortwährend anzutasten uns so leicht fällt? Wenn der Mensch seine Würde, und zwar eine besondere Würde hat, die ihn von den anderen Lebewesen der Welt unterscheidet, so muss das einen Grund haben. Ein solcher Grund kann nicht in dem liegen, was bei anderen Wesen auch vorhanden ist: in der Art, in der Gattung. Jeder einzelne Mensch ist mehr als bloß ein Exemplar der Gattung Mensch. Er ist ein Einzigartiger, er ist das, was man ein Individuum nennt. In unserer Gegenwart droht das Gefühl für die Bedeutung des Individuums verlorenzugehen, Gruppe und Gesellschaft scheinen wichtiger zu sein. Das Gefühl für die Bedeutung des Individuums kann nur geweckt werden, wenn man auch weiß, was mit diesem Wort gemeint ist, wenn man sich um ein Verständnis der

7 Insbesondere im Schlusskapitel S. 249-339; weitere Ergänzungen lassen sich mit Hilfe des detaillierten Sachregisters leicht auffinden

8 Das Ich und die Gesellschaft, S. 328

9 Siehe unten S. 221

10 Die Drei 1974, S. 353ff.

Individualität müht. Eine menschenwürdige Gruppe, eine menschenwürdige Gesellschaft gibt es nur dort, wo man weiß, was man eigentlich mit der *Würde des Menschen* meint.«

Als ich die Zusammenstellung von Lauensteins theologischem Nachlass abschloss, ahnte ich nicht, dass damit eigentlich ein *erster* Band nachgelassener Schriften entstanden war. Nun, da wir einen auf ganz anders gearteten Voraussetzungen ruhenden *zweiten* Band vorlegen, ist es angebracht, auf einige Fragen einzugehen, die von Rezensenten des ersten vorgebracht wurden.

In einem Briefentwurf vom 5. Januar 1987 weist Lauenstein auf von ihm geplante Bücher hin: »Ein Buch über die Schöpfung im biblischen Sinne, ein Buch über Mose und über Sterne.« Es ist zu vermuten, dass Lauenstein bei einer Verwirklichung dieser Vorhaben die von uns vorgefundenen Nachlasspapiere ergänzt und in einem oder mehreren Büchern eingearbeitet hätte. Wenn die zusammengestellten theologischen Fragmente auf weite Strecken hin wie der Inhalt *eines* Buches wirken, so liegt das nicht, wie fälschlicherweise angenommen, an einer unsererseits beabsichtigten Täuschung des Lesers oder Ähnlichem, sondern an der bereits im Entwurf wirksamen Kohärenz und Geschlossenheit von Lauensteins Gedankenbildung zum Alten und Neuen Testament. Die Dokumentation des unfertigen und chaotischen materiellen corpus der Überlieferung bleibt der kleinen Schar von Philologen unbenommen, die Muße genug hat, sich von der Kontingenz dieses archivischen Status zu überzeugen.

Im Unterschied zum theologischen Nachlass ist mehr als die Hälfte der philosophischen Aufsätze zu Lebzeiten des Verfassers in Zeitschriften veröffentlicht worden; sie sind im Inhaltsverzeichnis durch nachgestelltes * gekennzeichnet, und der Ort der Erstveröffentlichung lässt sich mit Hilfe des Schriftenverzeichnisses leicht feststellen. Der dort verzeichnete kurze Aufsatz »Wie betreibt man Wissenschaft?« fehlt im vorliegenden Buch, weil sein Inhalt zur Gänze und ausführlich in dem Vortrag »Die vier Denkmodelle des Abendlandes« enthalten ist. Die übrigen Texte liegen mehrheitlich als abgeschlossene Typoscripte vor, bei denen sich eine Bearbeitung ebenso erübrigte. Unter den letztgenannten Texten sind möglicherweise solche, die Lauenstein als unfertig oder für eine Veröffentlichung ungeeignet betrachtete; auch sind einige, wie an der weniger strengen Diktion abzulesen ist, anscheinend mit leichter Hand für einen kleineren Kreis von Kollegen und Freunden verfasst worden.

Das wiederholte Formulieren einzelner Gedankengänge in verschiedenen Zusammenhängen entspricht einem organischen Aufbau, der durch das Tilgen der Wiederholungen entstellt worden wäre. Vertretbare Ausnahmen von diesem Grundsatz sind gekennzeichnet; sie betreffen drei längere, inhaltlich selbstständige Textbausteine, die Lauenstein wörtlich in einen anderen

Aufsatz einfügte. In zwei fachwissenschaftlichen Arbeiten wurden die ausführlichen Nachweise zu Quellen und Zitaten aus dem fortlaufenden Text in die Fußnoten verlegt. Auf eine Vereinheitlichung der Schreibweise indischer Namen und Termini wurde verzichtet.

Günter Kollert, Erfurt im Januar 2014

I. Übersicht

Die vier Denkmodelle des Abendlandes (1976)

Verehrte Anwesende!

Der Neomarxismus hat in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren das allgemeine Bewusstsein unserer Jugend verändert. Er prägt heute zum guten Teil die Wissenschaft der Soziologie oder die Gemeinschaftskunde. Sie ist den Neomarxisten wichtiger geworden als die Naturwissenschaft, auf welche das vergangene Jahrhundert vorzüglich blickte. Die Neomarxisten setzen sich im Unterschied von Lenin, Engels und dem alten Marx vom Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts ab, von der wissenschaftlichen Verhaltensweise, die nur materielle Vorgänge berücksichtigt und heute in den Sachwissenschaften überall noch herrscht. In der Technik und in deren Hilfsdisziplinen herrscht der Positivismus zu Recht, sonst zu Unrecht. Die Neomarxisten fragen nicht mehr allein nach dem, was ist und wie dies in Formel und Maschine zu bannen sei, sondern vielmehr danach, wer etwas sagt und wozu er dies tut, was er unter Menschen damit bewirkt. Man nimmt den Menschen, der Wissenschaft betreibt, wichtiger als sein Wissen.

Ich darf wohl gleich sagen, dass ich diese Wendung für günstig halte, wenn ich auch nicht bei dem Erfolg versprechenden Versuch der Herren, die deutsche Sprache durch ihr Soziologenesperanto zu ermorden, mit von der Partie sein möchte. Die Sätze der Herren, welche in den letzten zwanzig Jahren vorzüglich an der Universität in Frankfurt wirkten – Horkheimer, Adorno, Marcuse, Habermas und andere –, und oft schon ihre Worte sind mit griechischen, lateinischen und englischen Brocken dicht besetzt. Sie raf-fen die großen Sprachen des Abendlandes zusammen. Das neue Gemisch zeigt weder Gestalt noch Seele. Dabei möchte zum Beispiel Habermas die Sprache als Weckerin des Bewusstseins und Richtkraft des Handelns an die Stelle des Denkens setzen. Er drückt dies im Nachwort seines Buches »Kultur und Kritik« von 1973 so aus: »Sprach- und Wissenschaftstheorie treten heute das Erbe einer (transformierten) Transzendentalphilosophie an. Sogar die Moralphilosophie wird sich, soweit sie die universalen Regeln einer kommunikativen Ethik aus Grundnormen vernünftiger Rede abzuleiten vermag, als eine rekonstruktive Wissenschaft etablieren.«¹¹ Hier ist kein Geist am Werk, der kräftig sich ein neues Sprachkleid bilden würde. Diese Männer empfinden ihre Prägung durch Marx und durch die Zivilisation Nordamerikas, wo die älteren zehn bis zwanzig Jahre im Exil lebten. Sie wissen nicht, dass für den Ausdruck neuer Gedanken – dafür halten sie ihre Lehre –, für die Sicherung

11 Jürgen Habermas. Kultur und Kritik. Verstreute Aufsätze, 1973, S. 413

von deren Echtheit es nötig wäre, mit einer schlichten Sprache umzugehen. Wie Sie, verehrte Zuhörer, in einem handschriftlichen Brief zuerst das Schriftbild ansehen, um zu bemerken, was für ein Mensch der Absender sei, so blicken wir hier zuerst auf die Sprache und erst hernach auf die Lehre. Von der Sprache her müsste ich urteilen, dass in dieser Soziologie kein Schimmer neuer Kultur liege, kein Morgenrot etwa eines reicheren seelischen Lebens. Dennoch erweiterte der Neomarxismus den Blick der Öffentlichkeit über den Positivismus hinaus.

*

Positivismus und Neomarxismus betrachten das Leben in ganz verschiedener Weise. Zwei andere Weisen müssen wir außerdem beschreiben, um der europäischen Kultur gerecht zu werden. Eine jede dieser vier zeichnen wir in ihrer einfachsten Form, welche wir Modell nennen. Wir erwägen, was sie leisten und ob ihre Leistung gesteigert werden könne. Das vierte Modell erweist sich als erweiterungsfähig, zunächst mittels einer gründlichen Selbstkritik des Erkennenden, dann unter Umständen mit der Hilfe des christlichen Hauptsakramentes als Weg zu einer sicheren und besseren Lebenspraxis.

Der Positivismus ist kaum hundertfünfzig Jahre alt, die ihm zugrunde liegende Denkweise gibt es seit etwa fünfhundert Jahren. Die Älteren unter uns sahen in ihrer Jugend das religiöse Leben Europas seit der Reformation Zwinglis, Luthers und Calvins und das wissenschaftliche Leben seit Nikolaus von Kues durch sein Büchlein über die Waage und seit Galileo Galilei durch seine »Nuova Scienza« als erneuert und wohl bewährt an.

Der Kardinal Nikolaus von Kues, auch Cusanus genannt (1401-1464), war Neuplatoniker in Plotins Gefolge; als solcher war er nicht nur Theologe und Philosoph, sondern auch Mystiker und Mathematiker. Aber für das Reich des Toten in der Natur sah er als erster, dass hier richtig nur mit Messen und Wiegen und ohne Beachtung der Formen verfahren werde. So erblickte er schon die neuzeitliche Physik, der zweihundert Jahre später Galilei (1564-1642) durch die mechanischen Gesetze ein festes Rückgrat und die bleibende Form gab. Es handelt sich um eine Physik, die nur wiegt, misst und rechnet.

Beide Ströme, den wissenschaftlichen von Galilei und den religiös-individuellen von Luther und Calvin her, fasste Kant (1724-1804) grandios zusammen. Die Religion erscheint bei Kant wie bei Calvin zwar beinahe zur Moral verflacht; in seinen und der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts drei Idealen »Gott, Freiheit und Unsterblichkeit«, an dieser dreigliedrigen Himmelsgestalt tragen die Flügel ihre Mitte; die Mitte heißt »Freiheit oder Moral«, die durch Kant die Form des kategorischen Imperativs annahm, des Imperativs oder Befehles, welchen jeder Denkende und Ordnung

Liebende sich selbst gibt. Kant band diese Moral durch seine ausführliche Erkenntnistheorie und vorsichtige Metaphysik so an die zählende und rechnende Physik Galileis, dass der Mensch, der erkennende und moralisch wollende, zwar wie ein Doppelwesen, das doppelgleisig denkt und lebt, aber doch mit beiden Hälften in diesem Gedankenhaus wohnen könne. Seine Nachfolger Fichte, Schelling und Hegel haben die Mängel dieses Doppellebens aufgewiesen und neue, einheitliche Vorschläge gemacht; aber seit etwa dem Jahre 1840 fühlten die allermeisten Naturwissenschaftler und mit ihnen die gebildete Welt sich durch das Hochgebirge des Deutschen Idealismus überfordert; sie glaubten ohne viel Prüfung sich durch Kant zugleich moralisch und erkenntnistheoretisch-wissenschaftlich abgesichert und ergaben sich im Wissen nur der Denkrichtung Galileis. Den Beweis ihrer Lehre suchten sie allein in Experiment und Technik. Die Technik arbeitet so bis heute – selbst mit den Apparaten der Medizin und den Chemikalien der Heilmittel.

Diesen »wissenschaftlichen Glauben«, der heute alle Industrieländer anstelle durchdachten Wissens beherrscht, propagierte Auguste Comte (1798-1857) und nannte ihn Positivismus: den Glauben an die technische Machbarkeit der Welt. Comte meinte, der Wahrheitsbeweis der Physik und mit ihr aller Wissenschaft läge allein in der Anwendung und im Arbeitsergebnis. Dieser Glaube herrscht heute auch dort, wo Marxisten Staaten leiten.

So praktisch der Positivismus für die Technik ist, so verhängnisvoll ist er für das soziale Handeln. Da er keine Einsicht in Idee und Form, keine denkende Rechtfertigung kennt, wird für ihn »Wahrheit« zu Machbarkeit, und wie sonst etwas Wahres im Tun immer zum Richtigen leitet, so führt man nun das Machbare nahezu immer aus. So entstand der Biologismus Hitlers, so die Atombombe, und so werden die Biologen künftig arbeitsfähige Menschenkrüppel züchten. Um mich hier mit der Ableitung der satanischen Ethik nicht zu lange aufzuhalten, reihe ich ihre Grundsätze gemäß den alten Idealen auf: Aus wahr wird »machbar«; aus gut wird »konform«, mit der Mehrzahl oder Machtgruppe übereinstimmend; aus schön wird »reizend« und dies im schlimmen Sinne, das heißt Lust oder Begierde anstachelnd. – Der Verkehrung der alten Ideale folgt die der alten Werte: Aus gesund wird »arbeitsfähig« im technischen Sinne, aus verdienstvoll wird »beliebt«, bekannt oder gar einflussreich. Die Neomarxisten, an deren Spitze heute Jürgen Habermas steht, brachen in den sechziger Jahren für die breite Öffentlichkeit mit dem wissenschaftlichen Glauben des populären Positivismus. Dies geschah bei Habermas anhand einer fast vergessenen Jugendschrift von Karl Marx. Marx kam von Hegel und schrieb gegen jenen mit achtundzwanzig Jahren in der Verbannung zu Paris einen Entwurf der Geschichte; wir nennen ihn die »Pariser Papiere« von 1847. Hegel sah als erster in der Geschichte

Gesetze, die den logischen in einem Begriffsgebäude ähnlich sind. Er hielt den modernen Verwaltungsstaat für das Ziel der politischen Geschichte. Marx verstand Geschichte als Gemeinschaftswerk mit immer stärkerer Arbeitsteilung. Auch er sah das vorläufige Ziel, aber nicht das Ideal, im modernen bürokratischen Staate. Marx verlegte den Ton vom Denken aufs Tun; er gab dem Denken keinen anderen Sinn als den, das praktisch-technische Tun zu fördern. Das Ergebnis der Arbeit wird nicht nur durch Fähigkeiten, die der Einzelne lernt, gefördert, sondern noch mehr durch bessere Arbeitsordnung, durch die Arbeitsteilung. Die rechte Ordnung ist der Inhalt des Denkens, sie ist die weisende Kraft der arbeitenden Gemeinschaft, und darum gilt bei Marx die Theorie als Ausdruck der jeweiligen sozialen Praxis. Die Praxis ist die Theorie.

Die Einheit von Theorie und Praxis übernehmen Marcuse und Habermas, letzterer in seinem ebenfalls mit achtundzwanzig Jahren geschriebenen »Literaturbericht« von 1957. Sie weisen darauf hin – Marcuse am radikalsten –, dass der Positivismus nur einer bestimmten Stufe der Gemeinschaftsarbeit entstamme und bei deren Weiterentwicklung durch die Automation der Wirtschaft nicht so bleiben könne, wie er im neunzehnten Jahrhundert entstand. Sogar die Naturwissenschaft selbst spiegele eine bestimmte und beschränkte theoretische Stufe der tätigen Menschheit; sie sei nicht für immer wahr, sondern in den letzten Jahrhunderten nur sehr nützlich gewesen. Später oder schon bald mögen andere Wissenschaften mit anderen Grundbegriffen förderlicher werden.

Wir fügen hinzu: Das naturwissenschaftliche Denken treibt für das Handeln zwischen Menschen zum Bösen, denn es sucht überall zwingende Gesetze und wendet sie auch an. Es macht darum Menschen zum passiven Objekt und gar zum Mittel für ihnen fremde Zwecke, was nach Kant das Böse selbst ist. Diese Denkweise ist das große Nein zur menschlichen Freiheit. Wir müssen dringend über solche Art von Wissenschaft hinausblicken. Wir versuchen es hier durch vier Denkmodelle zu tun, welche den drei Stufen der Natur und dazu dem Menschen entsprechen. Vier Stufenreiche begreifen wir an vier Modellen. Ich habe in meinem Buche »Das Ich und die Gesellschaft« von 1974 zwölf solcher Modelle¹² genannt, die seit Platon von Philosophen entwickelt wurden, und habe sie beschrieben; vier von ihnen aber gehen durch ihre Wichtigkeit den übrigen voraus. Wir beginnen mit dem Modell für die unbelebte Natur.

*

12 A.a.O., S. 253; dort werden allerdings nur acht oder neun Denkmodelle namhaft gemacht. (Anm. Hg.)